Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 5

Artikel: Aus den Briefen Conrad Ferdinand Meyers

Autor: Wiegand, Carl Friedrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747958

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus den Briefen Conrad Ferdinand Meners.

Ein Erzerpt von Carl Friedrich Wiegand.

999490000

bwohl Conrad Ferdinand Meyer, wie Adolf Frey sagt, nach dem Kranze der Epistolographen nicht strebte, so hat er doch, neben der großen Anzahl gelegentlich hinsgeworfener Zeilen, für den größten Teil seiner aussführlicheren Briefe sich in Toilette an den Schreibtisch

Affekt brieflich ausströmen ließ und die Verantwortung des geschriebenen Wortes wie kein zweiter schätzte, so kann man doch auch von diesen Briefen sagen, daß sie die Seele des Dichters von allen Seiten spiegeln. Briefe sind nun einmal ebensogut Zeugnisse menschlicher Größe wie Dokumente menschlicher Schwäche, des Leibes und der Seele, und es wäre schade, wenn der Künstler, der in Werk und Brief einen unverkennbaren hang zur Stilisierung zeigte, es fertig gebracht hätte, seinen Menschen hinter den schweren Portieren einer sorgsam gehüteten Eti= kette zu verbergen. Das bringt uns gerade der kühlen Objektivität der Menerschen Lebensart ein gutes Stück näher, daß wir in diesen Briefen die Gestalt des Dichters hinter dem deckenden Bilde heraustreten sehen. Somit empfängt der Biograph des Menerschen Lebens seine vielfältige, verbürgte Bestätigung.

So geben diese Briefe uns wechselnde Nachricht über die frühzeitig angegriffene und häufig von Krankheiten aller Art heimgesuchte Gesundheit des Dichters. Über sein gesamtes Leben läßt sich die Zeile schreiben. die er im Jahre 1858 an Friedrich von Wyß sendet: "Ich leide und fämpfe viel." Im Jahre 1889 sucht er in einem Seelenwanderungs= gedanken Trost: "Ich sagte mir: du hast offenbar in einem früheren Dasein irgend etwas Frevles unternommen. Da sprach das Schickal: dafür soll mir der Kerl auf die Erde und ein Meger werden." Hand in Sand mit einer großen seelischen Reizbarkeit geht bei C. F. Mener ein auf feinste Reize eingestelltes Sensorium. "Ich bin für atmosphärische Einflüsse ausnahmsweise sensibel, ja sogar reizbar." Wie der alternde Goethe wird unser Dichter im vorgerückten Alter leicht abergläubisch, ja sogar ein unbestimmter Hang zu okkulten Dingen macht sich beim Berfasser des "Amulet" bemerkbar. Gelegentlich schreibt er an Haessel: "Mit dem Spiritismus-Artikel würden Sie mir Freude machen", und ein andermal tröstet er ihn ernsthaft: "Ich denke, die Zigeunerin wird schon Recht behalten."

Mener war im tiefsten Grunde eine verschwiegene Natur, in seiner Jugend freilich mehr als im Alter. Er beschweigt sein Seelenleben und liebt es auch, über seine literarischen Pläne interessierten Freunden und Bekannten den Mund zu schließen. Er fühlte sich besonders zu solchen Menschen hingezogen, auf deren Diskretion er bauen konnte. An Bettn Vaoli geht 1884 die offenbar abwehrende Zeile: "Kein Mensch ist weniger förmlich als ich. Wo ich ehre und traue, das bleibt und besteht." Der Ernst seines Lebens hatte Mener frühzeitig zu einem ernsten Menschen gemacht. So gesteht er, daß er "starke ethische An= wandlungen" habe. Es entspricht offenbar auch einem inneren Wesens= zug, wenn er 1870 an Wille schreibt: "Mir individuell hinterläßt das Komische immer einen bitteren Geschmad, während das Tragische mich erhebt und beseligt." In diesem Zusammenhang ist es auch erklärlich. daß er den "Schuß von der Kanzel" absichtlich herabsetzt und als "Posse" bezeichnet. Aus dem ganzen Briefwechsel ist mir nur eine einzige humo= ristische Wendung im Gedächtnis geblieben, so, wenn er von dem Rellner in Silvaplana erzählt, der ihm zwischen zwei Bücklingen versichert, daß er den "Jürg Jenatsch" gelesen habe und damit zufrieden sei. Und es ist ohne Zweifel bezeichnend, was er im Jahre 1880 über Kraszewski an Wille schreibt: "Er ist im Alter von nahezu 70 Jahren, welches ich im Umgang bevorzuge." Leichtsinnige Geister haben auf Meyer niemals einen Einfluß ausgeübt, es waren Männer von persönlichem und seelischem Schwergewichte, die ihn anzogen, denen er sich menschlich und fünstlerisch unterordnete. Er, der unter dem ..teil= nahmlosen Wohlwollen und achselzuckenden Gewährenlassen" jahrzehntelang gelitten hatte, er empfand es als eine Wohltat, Menschen, wie François Wille, Fr. von Wyß, Georg von Wyß, J. R. Rahn, Adolf Fren und hermann Lingg zu seinen Freunden zu zählen . . .

Auch der Interpret Menerscher Werke empfängt durch die Briefsfolge eine reichhaltige Orientierung. Einzelheiten über stofsliche und formelle Fragen, über kunsttechnische Probleme aller Art sind in reicher Fülle in den Briefen ausgestreut. Wir erfahren den ersten Gedanken an ein neues Motiv, die Bedenken der formellen Bewältigung; wir hören von den "schönen Gespenstern", die den Dichter bedrängen, wir schauen mit ihm "die Flammen der Phantasie", die das werdende Werk "umzucken", und wir werden gewahr, mit welcher "Liebe zur Vollsendung" der Dichter sein Werk die sins kleinste, die auf den Einzelsausdruck durchbildet und den Verleger während des Drucks der Vorgiandenle fast täglich mit Postkarten bestürmt, daß ja kein Drucksehler stehen bleibt.

In seiner Autobiographie betont der Dichter selbst, welchen großen Einfluß François Wille auf ihn ausgeübt hat. Ihm brachte er den

Brouillon seiner Werke, sprach das Werdende mit ihm durch und richtete sich auch nach dem Urteile des Freundes, wenn er das Gefühl hatte. daß Wille im Recht war. Georg und Friedrich von Wyß kamen ihm mit ihren historischen Kenntnissen zu Hilfe, und J. R. Rahn wurde häufiger von dem Dichter als Kulturhistoriker in Anspruch genommen. Er geht mit Freund Rahn in "deforativer Sinsicht" seine Arbeiten durch und sekt wohl auch gelegentlich den flinken Zeichenstift des Freundes in Bewegung, der ihm, allezeit hilfsbereit. Menschen und Bauten vergan= gener Zeiten für entstehende Arbeiten kulturhistorisch treu entwirft. Von hohem Interesse ist es, zu vernehmen, daß C. F. Meger Jakob Burchardt genau gekannt hat. Gelegentlich kritisiert er wohl ein scharf gefaßtes Urteil des großen Baslers. An J. R. Rahn 1871: "Burckhardts Urteile sind doch manchmal sehr voreingenommen und auch unvollständig." Der Tod des Renaissanceforschers geht ihm sehr nahe, und zu dessen Lebzeiten schreibt er zum Jahreswechsel 1891/92 an Hans Trog, der mit Jakob Burchardt befreundet war: "Wenn Sie eine Gelegenheit mit Ihrem Jakob Burchardt zusammenführt, bitte, empfehlen Sie mich ihm. ich bin ihm, ohne persönliche Bekanntschaft, großen Dant Schuldig.

In seinen Briefen an Hermann Lingg nennt sich Mener selbst einen Dilettanten. Selten aber bietet ein Dichter ein solch unantast= bares Künstlerporträt wie gerade Conrad Ferdinand Meyer. Während der Dilettant sich alles zutraut, hunderterlei beginnt und fast nichts zu Ende bringt, war Meyers fünstlerische Kraft nie kleiner als seine künst= lerischen Pläne. Darum finden sich in den nachgelassenen Werken des Dichters keine dilettantenhaften Bruchstücke. Es sind im ganzen vier Fragmente, die in der Brieffolge erwähnt werden. Bei keinem aber hat man den Eindruck, daß Meyers fünstlerische Machtmittel vor der Aufgabe versagt hätten. Der Dichter läßt ein Thema fahren, weil das fünstlerische Motiv sich als unergiebig erwies, weil ihm die Zeit gebrach, oder weil der Berleger Saessel Be= denken erhob. Im Jahre 1883 schreibt er über eine unvollendete No= velle "Duno Duni oder die Gewissensehe" an Adolf Fren: "Ich habe jett eine Novelle in Sänden mit einer zwei Jahre älteren Frau (älter selbstverständlich als ihr Liebhaber), welche sc. die Frau, unendlich liebenswürdig ist oder wenigstens so geschildert werden soll."

Nach dem starken Erfolg seines "Jürg Jenatsch" gedachte Mener wiederholt einem größeren Stoffe sich zuzuwenden. Der "Graf von Toggenburg", den der Dichter auch als den "Dynasten" bezeichnet, sollte in einem größeren Rahmen, in der Form eines Romans, ungefähr in den Proportionen des Jenatsch, ausgebreitet werden und den furchtbaren Kampf des aus dem Bermächtnis des Toggenburgers erwachsenen Bürgerkrieges zeigen. Die Arbeit schien nicht leicht zu sein, er schreibt:

"Der Toggenburger hat einen schweren sittlichen Gehalt, und es wird Mühe kosten, ihn zu beflügeln." In einem Brief an Georg von Wyk gibt der Dichter in großen Umrissen das Motiv dieser Arbeit an, die er sich ursprünglich als kleine Novelle vorgestellt hatte. Nach einer Meldung der Chronif Edlibachs, nach welcher die gemeine Rede gehe. der Graf von Toggenburg habe den Schweizern die Haare ausammengebunden, fam Mener auf diesen Stoff. Er gedachte, den "Onnaften auf dem Sterbebette" zu behandeln. Worauf es ihm bei dieser Arbeit ankam, geht aus folgender Briefstelle hervor: "Nun liegt mir daran, neben dem geschichtlichen Urteil über die Charaftere des Grafen, Redings, Stußis, mir einen klaren Begriff zu bilden, wie ungefähr — frühere hingeworfene Worte vorausgesett — der Graf zwischen Reding und Stußi, welche beide ich, einen furz nach dem anderen, an sein Sterbe= bett zu bringen wissen werde, den Streitapfel mit historischer Wahr= scheinlichkeit werfen konnte, d. h. welche Länder seines Erbes und mit welchen verdecten Worten er zweideutig beiden versprechen mochte. Diese verräterische Absicht ist natürlich nicht ge= schichtlich, aber psychologisch und poetisch wahr; es handelt sich nur darum, sie mahrscheinlich zu machen." Er schreibt über diesen Stoff an fast alle Freunde und bezeichnet ihn Otto Brahm als "unendlich ergiebig". An F. v. Wyß geht schließlich die Nachricht, daß ihn die Novelle reut. Der Verleger Haessel hatte mittlerweile seine Einwände erhoben.

Eine andere nie vollendete Dichtung, die C. F. Meger mindestens so lang beherrschte wie die Arbeit an Jenatsch, nennt er den "Komtur". "Den "Komtur von Küsnacht", den ich 1878 im Frühjahr zu beendigen hoffe, betrachte ich als mein Bestes, er wird eine Külle von Leben ent= halten und ein richtiger Roman sein." An einer anderen Stelle heißt es: "Ein Großes ist, daß, wie ich davon überzeugt bin, der Plan durch= aus Stich hält. Aber je besser der Plan, desto mehr Kraft und Feuer wird es bedürfen, denselben würdig auszuführen. Mögen mir gute Sterne leuchten!" Ehe eine Zeile von dem Werke geschrieben mar -Mener trug seine Werke jahrelang aus, ehe er die Feder ansette erbot sich Julius Rodenberg, den ganzen "Komtur" in die "Deutsche Rundschau" zu nehmen. Über dasselbe Werk schreibt er an Haessel: "Sie wissen, wie ernst ich es nehme, sehr ernst, und daß mir der Erfolg des Tages durchaus nicht in erster Linie steht!" Und an anderer Stelle: "Der "Komtur' und der "Heilige' sind mir beide sehr lieb; wenigstens glaube ich nicht zurück, sondern gang entschieden vorwärts zu gehen." Allgemein spricht er sich in einem Briefe an Hermann Lingg über die geplante Arbeit aus: "Ubrigens wende ich mit dieser Arbeit dem Sochmittelalter, d. h. der Ritter= und Pfaffenzeit, das ich eigentlich nicht

leiden kann, ja hasse, den Rücken und tauche mich in meiner nächsten Romposition, die ziemlich große Proportionen annehmen will und auf die ich mich freue wie ein Kind, in die volle Renaissance." Seinem Freunde, dem Schriftsteller Adolf Calmberg, der in Küsnacht Seminar= lehrer war, charakterisiert er das entstehende Werk in großen Zügen: "Es soll zweimal so groß als der Jenatsch werden, entweder ein Roman oder ein reines Epos: die Figuren, die Fabel sind noch fluid. Fest aber steht der Grundgedanke: Übergang von einer Zeit in die andere in einer Reihe von Charakteren. Trot der zahlreichen Unterliegenden ein Triumph= zug der Menschheit." Auch diese große Arbeit, deren Unterdrückung jeder Freund der Literatur bedauern wird, hat Meger nicht zu Ende führen können. "Der "Komtur' liegt im weiten Felde" heißt es an einer Stelle und an Haessel schreibt er: "Offen gestanden, ich habe wirklich einen großen historischen Roman im Entwurf, aber als Sie so jammerten. als hätten Sie im "Jenatsch" einen Krebs erworben, glaubte ich, ich dürfe Ihnen nicht mit zwei bis drei Bänden kommen und begann den Stoff, einen herrlichen Stoff, wieder in die Enge zu ziehen."

Ein viertes Fragment betitelt sich "Petrus Vinea". Im August 1887 meldet er Haessel: "Dann, wohl nicht vor Neujahr, geht es an Kaiser Friedrich II. und seinen Kanzler, Petrus de Vinea, für dessen Verrat ich die allernatürlichste, aber psychologisch merkwürdige Begründung glaube gefunden zu haben. Unter einem Kaiser und Kanzler tue ich es einmal nicht mehr." Er verspricht, den Vinea mit möglichster Tiefe zu fassen. Noch im Jahre 1891 schreibt er an Haessel: "Ich beginne jetzt meinen Friedrich II. mit Petrus Vinea, ein herrlicher Stoff, edle Menschen, keine oder fast keine Greuel, große Probleme!" Im Februarheft der "Deutschen Rundschau" des Jahres 1901 hat Adolf Frey den unausgessührten Plan dieses Werkes unter dem Titel "Conrad Ferdinand Meyers Petrus Vinea" veröffentlicht.

Sehr interessant ist es, zu ersahren, daß Meyer, ähnlich wie Gottfried Reller, jahrzehntelang sich mit der Hossnung trug, ein Dramatiker zu werden. 1883 schreibt er an Wille: "Ich brenne für mein Drama." Drei Jahre später gesteht er ihm: "Überdies wird die Dramenversuchung immer stärker. Ich würde nur das erstemal sehr moderne Reize answenden, nicht jedoch ohne starkes poetisches Interesse, um desto schneller Fuß zu fassen." Auch dem Maler Stückelberg teilt er mit, daß ihn der "Dramenteusel plagt". Seinem Verleger Haesse schle schnelte er im Jahre 1892, daß er sich mit der Absicht trage, die "Hochzeit des Mönchs" und die "Richterin" zu dramatisieren und diese Dramen unter dem Titel "Theater von Conrad Ferdinand Meyer" herauszugeben gedenke. Auch nach Deutschland war die Kunde gedrungen, daß Meyer sich mit Dramensplänen beschäftige. Die königlichen Bühnen in Berlin fordern ihn auf,

ein Drama einzureichen. In einem Briefe an Hermann Lingg spricht sich der Dichter über seine Theaterabsichten etwas deutlicher aus. "Haben Sie meine kleine Rezension in der Allgemeinen Zeitung" über Dahns "Roderich" gelesen? Da blickt meine Sehnsucht durch, nicht nach dem Bühnendrama (das ist mir Nebensache), sondern nach jenem Shakespeareschen Drama mit ganz lebendigen vollständigen Menschen, wo die Handlung mit Notwendigkeit aus den Charakteren hervorgeht, das haben Hebbel und Otto Ludwig versucht, der eine frakenhaft, der andere mit müden, von der Anstrengung zitternden Händen."

Ich breche ab. Es galt mir nur, über einige interessante Kapitel die Briefstellen aus dieser umfänglichen Publikation zusammenzutragen. Man muß diese beiden Schwergewichtsbände selbst lesen und genießen.

Die mühevolle Arbeit der Edition der Megerbriefe hat Adolf Fren geleistet. Schon die Loslösung dieser ungezählten Briefe aus dem Sand= schriftlichen muß bei der überraschend wechselnden Schrift Meners eine große Mühsal gewesen sein. Durch einen umfänglichen Kuknotenapparat klärt der Herausgeber jede Dunkelheit in den einzelnen Briefen auf. Es ist erstaunlich, wie tief Adolf Fren nicht nur in das Leben und Lebenswerk Meyers, sondern auch in die schweizerische Familiengeschichte eingedrungen ist. Am Schlusse des zweiten Bandes stehen die vom Herausgeber sämtlich beigebrachten Rezensionen und Artikel des Dichters. Ein peinlich durchgeführtes Personen= und Sachregister weist die korre= spondierenden Stellen nach. Der Verlag von H. Haessel, Leipzig, hat die Megerbriefe, der hohen Bedeutung der Publikation entsprechend, gang vorzüglich ausgestattet. Zu Anfang des ersten Bandes befinden sich acht faksimilierte Schriftproben. Der "Seehof" in Meilen und der Dichtersitz in Kilchberg, die zwei bekannten Wohnungen C. F. Meyers, erscheinen im Bilde. Je eine Photographie des Dichters ist dem ersten und dem zweiten Bande vorangestellt. Das Bild aus der Lebens= rüste kann man nicht ohne tiefe Rührung betrachten.

Mögen die Menerbriefe den Leserkreis finden, den sie verdienen!

